

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: - (1983)
Heft: 18

Rubrik: So leben die letzten Zigeuner in der Schweiz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So leben die letzten Zigeuner in der Schweiz

Text: Paul Gross
Fotos: Sasha Portmann

Wenn's draussen «hudlet» und regnet oder schneit, dann sitzen sie in ihren Wohnwagen und berichten sich die wichtigsten Ereignisse des verflochtenen Sommers. Schallendes Lachen begleitet die Erzählung, wenn etwa einer beschreibt, wie er barfuss im Pyjama, in der Hand einen Kochtopf, aus dem Wagen gerannt sei, um einen Voyeur zu verfolgen, dessen Kopf plötzlich im Wagenfenster aufgetaucht war. Verständnissvoll nicken alle, wenn ein anderer aufzählt, von wie vielen Plätzen er durch untolerante Polizisten oder Bauern verjagt wurde. Das ist ihnen allen schon passiert, den letzten Nomaden der Schweiz, die sich den Winter über in den Camping-Wagen drängen und sehnsüchtig aus den vereisten Fenstern schauen: Hoffentlich gibt's einen frühen Frühling, damit wir bald wieder über die Landstrasse ziehen können.

Echte noch fahrende Zigeuner – von den Stämmen der Jenischen, Manusch (Sinti) oder Kaldera – gibt es noch schätzungsweise 3000 bis 5000 bei uns, die meisten sind Jenische. Der weitaus grössere Teil der Roma, wie sich die Zigeuner selber nennen, ist aber inzwischen sesshaft geworden. Es gibt unter ihnen Ärzte und Universitätsprofessoren, Nationalräte und Bankdirektoren, Geschäftsleute und Künstler. Sie sind aber auch ins gegenwärtig sehr rentable Sex- und Pornogeschäft eingestiegen, und vor rund 20 Jahren war der unumstrittene Zuhälter-König von Zürich ein Jenischer. Unter den Mädchen, die er auf den Strich schickte, soll sich aber nie eine von zigeunerischer Abstammung befunden haben.



Bild: Kaspar und Fritz Häfeli vor dem Korbwagen

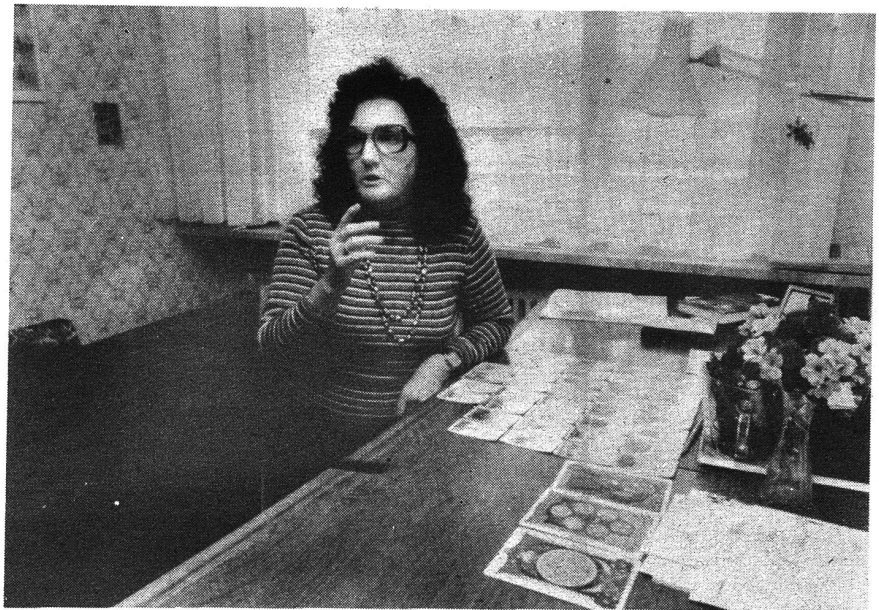
Zeigen die beruflichen Erfolge der sesshaft Gewordenen, dass dies eben doch die bessere Lebensweise ist? Kaum: Unter den jugendlichen noch fahrenden Zigeunern gibt es beispielsweise keine Drogenabhängigen. Allein die Tatsache, dass es überhaupt noch Fahrende gibt, ist fast schon ein Beweis dafür, dass die unabhängige «rolende» Lebensweise hart und widerstandsfähig macht. Sie haben immerhin Jahrhunderte der Verfolgung, Behördenhetze, Verleumdung und gesellschaftlichen Ächtung überstanden. Unter anderem auch den Zweiten Weltkrieg, in dem neben den Millionen Juden über 500 000 Roma in den Konzentrationslagern starben. Dabei machte sich auch die Schweiz mitschuldig, indem sie Zigeuner aus Deutschland nicht einreisen liess und sie so Hitlers Killer-Kommandos auslieferte.

Wir Eidgenossen fanden aber auch eine eigenständige Lösung der «Zigeunerfrage»: Ab 1926 wurden den Jenischen während 47 Jahren die Kinder weggenommen. Zur Durchführung des amtlich geförderten Kinderraubs wurde im Auftrag der Pro Juventute das Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» gegründet. Erst 1973 musste es seine Arbeit einstellen, was vorwiegend den Bemühungen des Schriftstellers Sergius Golowin und verschiedenen Zeitungsartikeln – vor allem im «Beobachter» – zu verdanken ist. Bis dahin war es dem Hilfswerk in fast 700 Fällen gelungen, seinen Auftrag zu erfüllen: «Kinder des fahrenden Volkes aus der sie schwer gefährdenden Umwelt entfernen, in erzieherisch günstiges Erdreich verpflanzen und sie zur Sesshaftigkeit anhalten.»

Wie solcher pädagogischer Humus beschaffen war, lässt sich etwa aus der Lebensgeschichte von Theres Grossmann (57) ersehen. «Ich war knapp vierjährig, als man mich meinen Eltern wegnahm und zu Pflegeeltern nach Sargans brachte, wo wir insgesamt 16 Kinder waren», erzählte sie SonntagsBlick. «Später kam ich nach Baden ins Kinderheim Klösterli. Wenn ich ungehorsam gewesen war oder etwas angestellt hatte, wurde ich dort in eine Kiste gesperrt. Ich hatte eine Riesenangst vor der Kiste. Da ich aber ein sehr temperamentvolles Kind war, musste ich oft hinein.» Später kam die kleine Theres wieder zu Pflegeeltern, dann in ein Heim für Schwererziehbare und für weitere vier Jahre zurück ins Klösterli.

Inzwischen war sie 16 Jahre alt und wurde in ein Kinderheim nach Grenchen gebracht, wo sie Kinderpflege lernen durfte. «Die Klosterfrauen sagten, sie hätten noch nie eine gehabt, die es so gut könne mit den Kindern», berichtete sie. «Ich wusste eben genau, wie sich ein Kind fühlt, welches seine Eltern nicht kennt und nie von Verwandten Besuch bekommt.» Ihren eigenen Eltern hatte man gesagt, sie sei tot...

Ihr gutes Verhältnis zu Kindern ersparte es der Frau nicht, dass das Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» wieder auf sie losging, als sie verheiratet war und eigene Kinder hatte. Theres: «Ich wurde polizeilich ausgeschrieben, damit man mir die Kinder wegnehmen konnte. Da habe ich mir eine Pistole zugetan, und als zwei Polizisten und eine Kinderschwester kamen, habe ich zu ihnen gesagt: (Der erste, der meine Kleinen berührt, muss sterben!)» Darauf habe einer der Polizisten gesagt: «Momol, die ist nicht hinter dem Mond daheim.» Und die Kinderschwester habe in den Wohnwagen geschaut und ganz erstaunt ausgerufen: «Aber wie sauber das hier drin ist!» Dann gingen die drei unverrichteter Dinge wieder fort.



Doch das «Hilfswerk» liess nicht locker. Als Marcel (16 Monate) und Vidorna (2½) krank im Spital lagen, schlug es doch noch zu: Man verweigerte der Mutter die Rückgabe der Kinder. «Die Pro Juventute verlangte von mir, ich solle den Pflegeeltern jeden Monat 30 Franken pro Kind bezahlen, aber darauf verzichten, sie je wiederzusehen. Ich habe nichts bezahlt, schliesslich habe nicht ich gesagt, sie sollen mir die Kinder stehlen», meinte sie empört.

Nachdem ihr erster Mann gestorben war, heiratete Theres 1954 ihren zweiten Mann, dem sie zwei Buben gebar: Rolf im August 1959 und Tasso im gleichen Monat des Jahres 1961. In diese Zeit fällt ein anderes Gefecht, welches Theres aber siegreich beendete. «Ich hatte gerade Rolf zur Welt gebracht, als wir wieder einmal von einem Platz verjagt wurden und nach Münchenstein zogen», erzählte sie. «In der Nähe eines Bauernhauses stellten wir den Wagen hin und montierten die Räder ab. Ich hatte genug davon, ständig herumgehetzt zu werden, und jetzt noch mit einem Säugling an der Brust. Den Behörden erklärte ich, dass wir bleiben

würden. Wenn sie den Wagen an einen anderen Ort stellen sollten, würden wir eben dort bleiben.»

Drei Jahre lang kämpfte die tapfere Frau um dieses Stückchen Erde als festen Standplatz. Sie war auch so klug, einen Anwalt zu engagieren und sich von einem Arzt bestätigen zu lassen, dass sie während der Stillzeit keine Aufregungen vertrage. Doch der Platz gehörte der Bürgergemeinde, und die liess sich nicht erweichen. Aber dann kam der erlösende Bericht aus Liestal: Die Baudirektion des Kantons Baselland stellte der Familie ein hübsches Plätzchen an der Birs zur Verfügung. Dort leben die Söhne heute noch.



Bild: von links nach rechts
Alfred Baschi Bangerter,
Teresa Grossmann-Häfeli,
Walter Wegmüller

Ein anderes hartes Zigeunerschicksal – aber durchaus kein Einzelfall – ist jenes des Malers Walter Wegmüller (45). Er ist vor allem durch die Bilder für das Neuzeit-Tarot bekanntgeworden. In diesem Wahrsage-Spiel integrierte er die typischen Erscheinungsformen der modernen Welt in die traditionelle Symbolik des uralten Kartenspiels der Zigeuner. Das Tarot erlebt gegenwärtig einen mächtigen Aufschwung, bedingt durch wachsende Beliebtheit bei den Sesshaften.

Wegmüller, Bürger von Hasle-Rüegsau (BE), zu SonntagsBlick: «Ich kam in

einem Zürcher Spital zur Welt. Nach drei Tagen wurde ich auf Anordnung der Berner Amtsvormundschaft meiner Mutter weggenommen und in ein Kinderheim im Berner Oberland gesteckt. Mit vier Jahren kam ich zu einem Bauern im Seeland. Dort blieb ich, bis ich elfjährig war und wurde in dieser Zeit fast zum Krüppel geschlagen. Der Bauer war ein jähzorniger Apfelweinsäufer. Er schleppte mich jeweils in den Schopf und band mich aufs Mostfass. Dann verstopfte er das Fenster, damit man die Schläge und mein Geschrei nicht so hörte und prögelte mich win-

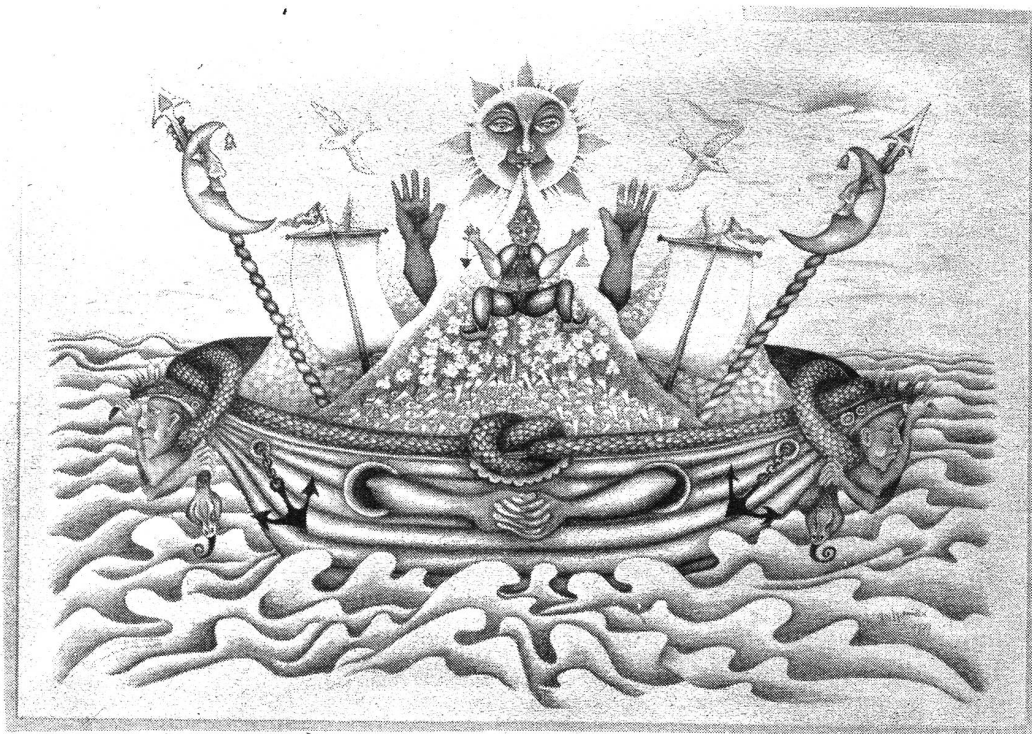


Bild:
Reproduktion
des original
farbigen Bildes
"Das Sonnen-
schiff" von
Walter
Wegmüller
1979
Format:
100x120 cm

delweich. Anschliessend kam seine Frau mit der Schnapsflasche, um meine Wunden zu desinfizieren. Nie werde ich vergessen, wie der Pflegevater mir eines Tages einen Strick in die Hand drückte und sagte: «Geh damit in den Wald und erhänge dich!»

Obwohl der kleine Walterli auch in aller Öffentlichkeit zusammengeschlagen wurde, dauerte es Jahre, bis endlich Nachbarn reklamierten und er an einen anderen Ort gebracht wurde. Bei den neuen Pflegeeltern, Bauersleuten im Berner Oberland, hatte er es gut, dafür liess der Lehrer seine Wut an ihm aus. Wegmüller: «Er packte mich an den Haaren, hob mich daran hoch und schüttelte mich. Dann liess er mich wieder hinunterfallen und schüttelte seine Hand aus, damit meine ausgerissenen Haare daraus zu Boden fielen. Oft schlug er mich auch mit dem Kopf gegen die Wandtafel.»

Der Körper Walter Wegmüllers weist heute noch Spuren der damaligen Folter auf. Doch hat der Maler das grosse Glück, dass er die brutale Jugend psychisch gut durchgestanden und überwunden hat. Was für eine Zähigkeit in ihm steckt, bewies er auch, indem es ihm allen Widerständen zum Trotz gelang, Kunstmaler zu werden. «Als ich nach der Schule meinem Vormund sagte, ich wolle Grafiker werden, meinte der, dazu sei ich viel zu dumm. Auch der Berufs-

berater und ein Psychiater fanden, ich solle doch Knecht bleiben.»

Doch Walter schaffte es, lernte Flachmaler und arbeitete dann nur noch halbtags, um sich in der restlichen Zeit autodidaktisch zum Kunstmaler auszubilden. Er hat sich als Strassenmaler, Schmuckmacher und Wahrsager durch Eu-

die sesshaft wurden und es «zu etwas gebracht» haben, wollen mit ihren fahrenden Brüdern nichts mehr zu tun haben. Viele verleugnen ihre Abstammung und benehmen sich spiessiger als die alteingesessenen Bürger. Dabei hat es unter ihnen Politiker, die mit parlamentarischen Vorstössen für eine schnelle Behandlung

meinsamen Ziele einzutreten.

Immerhin existiert aber seit 1975 die «Radgenossenschaft der Landstrasse», die auch «Scharotli – Die Zeitung des fahrenden Volkes» herausgibt. Die Radgenossenschaft arbeitet unter anderem auch mit der eidgenössischen Kommission zusammen, die seit 1981 einen Bericht über die Lage des fahrenden Volkes der Schweiz zusammenstellt. Er soll in diesem Frühjahr herauskommen.

Von diesem Bericht erhoffen sich die Roma viel:

- dass sie endlich in der ganzen Schweiz als wichtige kulturelle Minderheit anerkannt werden. Bis jetzt haben dies erst einige Kantone, wie Bern, Genf und Aargau, getan;

- oder dass, über die ganze Schweiz verteilt, Standplätze errichtet werden, einerseits solche, wo sie sich kurzfristig aufhalten können, wenn sie unterwegs sind, andererseits auch Dauerplätze, wo sie zum Beispiel überwintern können. Letztere müssten grosszügig bemessen sein, damit die Jenischen dort auch ihr Gewerbe betreiben können. (Ein Korber braucht beispielsweise einen Raum, wo er seine fertiggestellte Ware lagert, bis er sie ab Frühjahr unterwegs wieder verkaufen kann.) Alle Standplätze müssten Wasser- und Elektrischanschluss haben und gute sanitarische Einrichtungen (auch Waschmaschinen). Der Boden müsste so beschaffen sein,

Der Pflegevater drückte mir einen Strick in die Hand und sagte: «Geh' damit in den Wald und erhänge dich!»

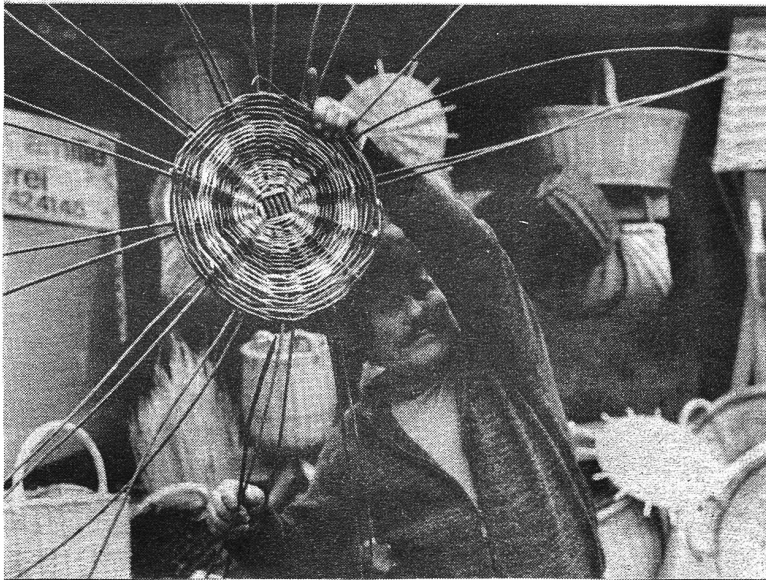
ropa geschlagen. Er hat im Basler Rheinhafen und auf dem Bau geschuftet, wenn das Geld nicht reichte.

Erst seit er 21 Jahre alt ist, weiss Maler Wegmüller auch, dass er Zigeuner ist. Damals gelang es ihm nämlich, seine Mutter wiederzufinden, und die verriet es ihm. Aber nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit: «Sag' ja niemandem etwas davon!» Sie, die sesshaft gewordene, hatte Angst vor dem Geschwätz und der Bösartigkeit der Nachbarn: «Hast du gehört, Marieli, die ist ja eine Zigeunerin. Da muss ich doch gleich nach Hause und nachsehen, ob ich noch alle Tassen im Schrank habe.»

Das ist eines der grossen Probleme der Roma: Jene,

jenischer Interessen sorgen könnten; oder Rechtswälle, die ihre schlechter geschulten Stammesgenossen beraten und vor Behördenwillkür schützen könnten. Stattdessen entwickelte sich bei manchen der Dünkel, jetzt etwas Besseres zu sein, und sie schauen verächtlich auf die Fahrenden hinunter. Diese wiederum werfen den bürgerlich Gewordenen vor, die eigene Kultur verraten zu haben.

Dazu kommt, dass zwar die einzelne Grossfamilie und ihre Verwandtschaft wie Pech und Schwefel zusammenhalten, dass andererseits aber verschiedene Sippen miteinander verfeindet sein können. Diese Streitereien erschweren es den Zigeunern, geschlossen und schlagkräftig für die ge-



Bilder:

links: Korber Paul Bertschi,
Präsident der RADGENOSSENSCHAFT
DER LANDSTRASSE

mitte: Kunstmaler und Verwal-
tungsrat Walter Wegmüller mit
dem Original der Tarot-Karte
Nummer 18, "Der Mond"

unten: die fahrende Familie,
von links nach rechts
Agnes Bertschi-Fegble,
Paul Bertschi und die
Kinder Daniela, René
und Päuli

dass man bei Regen nicht
im Morast versinkt, wie es
heute auf manchen Plätzen
der Fall ist, die von Privaten
gegen zum Teil hohe
Mieten betrieben werden.

Andere Fahrende bevor-
zugen leerstehende Häuser
oder Wohnungen als Win-
terquartier. Vater Kaspar
und Sohn Fritz Häfeli in
Halten (SO), die noch letz-
ten Sommer mit Pferd und
Wagen unterwegs waren,
gehören zu ihnen. Sie er-
zählten SonntagsBlick:
«Für das Ross müssen wir
im Winter einen festen Stall
haben, sonst nimmt es uns
die Polizei weg. Deshalb
haben wir schon vom 1.
Mai an, als wir wieder un-
terwegs waren, überall nach
einem Haus mit Stall ge-



fragt. Aber wir haben
nichts gefunden, so dass wir
schliesslich Pferd und Wa-
gen haben verkaufen müs-
sen. Vielleicht hätten wir ei-
nen Platz in einem Reitstall
bekommen, aber das kostet
so viel, dass wir es uns nie
leisten könnten.»

Schade um den prächtigen
Wagen, dessen Oberteil
Vater Häfeli in zweimonatiger
Arbeit selbst aus Wei-
den geflochten hat; ein
schönes Beispiel für sein
grosstes handwerkliches
Können als Korber. Sohn
Fritz ist als Scheren- und
Messerschleifer ebenfalls
ein Meister seines Faches.
Selbst für einen Wellen-
schliff an einem Messer
braucht er nur seinen rotie-
renden Schleifstein. «Damit
die Kerben schön regelmäs-

sig werden, braucht es eine absolut ruhige Hand. Dafür hält aber mein Schliff ohne weiteres ein Jahr, während industriell hergestellte Wellenschliffe schnell stumpf sind.»

Qualität bringt treue Kunden: Zu jenen des Fritz gehören auch Hotels, bei denen der Schleifer jährlich einmal vorbeikommt und dann aufs Mal bis zu 200 Messer bearbeitet. «Wenn ich ein grosses Metzgermesser geschliffen habe, ist es scharf wie ein Rasiermesser – und das monatelang», meinte er stolz und bewies es auch gleich, indem er dem SonntagsBlick-Mitarbeiter das Militärmesser schärfte. So gut hat es nicht einmal geschnitten, als er es in der Rekrutenschule neu gefasst hatte.



Bilder:

oben: Fritz Häfeli mit Ross und Wagen

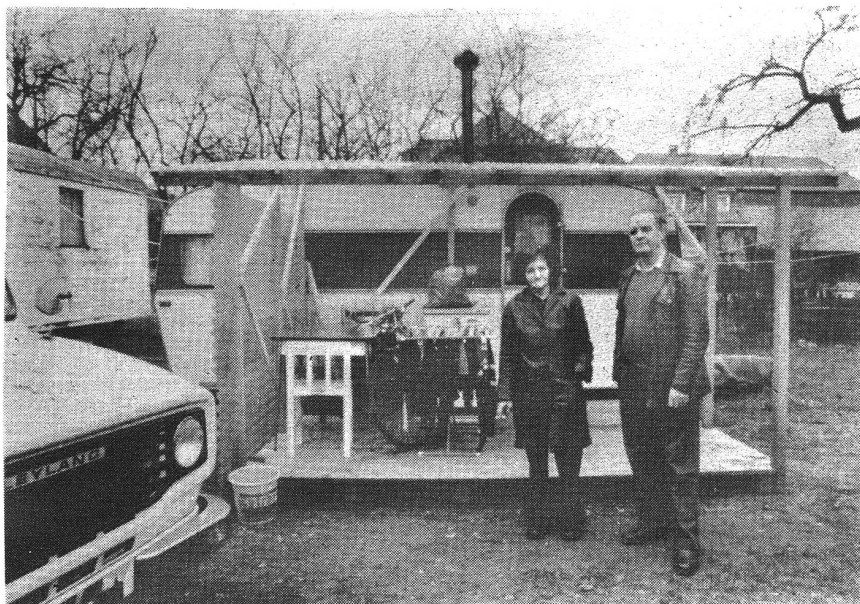
links: Familie Häfeli vor dem in letzter Minute gefundenem Winterquartier

unten: Kaspar Häfeli beim traditionellen Korberhandwerk

Ihr Haus zum Überwintern haben die Häfelis schliesslich noch gefunden, aber erst am 22. September und durch blossen Zufall: «Als wir im nahen Wald unser Lager aufgeschlagen hatten, kam die Pächterin des Hofes zu uns. Nachdem sie sich unsere Geschichte angehört hatte, bot sie uns spontan das leerstehende alte Haus an. Sie holte auch die Bewilligung ein beim Besitzer und den Gemeindebehörden.» Aber eben, ein Stall ist nicht vorhanden, so dass die Familie gezwungen war, Ross und Wagen wegzugeben. Und im Frühjahr müssen sie wieder 'raus. Dann geht die Suche neu los.



Bild: Albert Weisshaupt und Frau haben eine Möglichkeit gefunden. - private Standplätze!



Die Ausübung der traditionellen Berufe der Fahrenden wird durch den schweizerischen Föderalismus noch besonders erschwert. Jeder Kanton hat seine eigene Gewerbeordnung und gibt (natürlich gegen Bezahlung) die zugehörigen Patente aus, die nur auf seinem Gebiet gültig sind. Damit nicht genug: Zusätzlich muss noch in jeder Gemeinde ein Visumstempel ins Patentbüchlein eingeholt und eine Ortsgebühr bezahlt werden. Wenn also einer in verschiedenen Kantonen tätig ist, summieren sich die Gebühren bald auf 100 und mehr Franken monatlich. Happig, wenn man bedenkt, dass es immer wieder Tage gibt, da man stundenlang die Klinken der Häuser putzt, aber einfach niemand einen Korb oder ein Tisch Tuch braucht.

Hier fordert die «Radgenossenschaft der Landstrasse» eine Vereinheitlichung der Bestimmungen. Ideal wäre ein eidgenössisches, im ganzen Lande gültiges Patent; denn viele Zigeuner zahlen immer wieder Bussen, weil sie unwissentlich über die Grenze in einen Kanton geraten sind, in dem sie kein Patent gelöst haben.

Ein Gebiet, auf dem sich die Unterschiede zwischen der radgebundenen und der ortsgebundenen Lebensweise besonders krass zeigen, ist die Schule. Der obligatorischen Schulpflicht können sich auch die Kinder von Jenischen nicht entziehen. Die Folge davon: Viele Zigeuner geben ihre Kinder für die Unterrichtsdauer in Pflegefamilien und nehmen sie nur während der Ferien mit auf Fahrt. Oder sie machen es wie der Präsident der «Radgenossenschaft», der Korber Paul Bertschi. «Ich bin vorübergehend ansässig geworden, weil meine Kinder die Schule besuchen», erklärte er und fügte sehnstüchtig hinzu: «Aber wenn sie fertig sind, geht's wieder los; dann will ich wieder fahren!»

Zwei grosse Gefahren bedrohen die Kultur der Roma-Stämme: Einerseits die Schikanen und die Verleumdungen der Sesshaften mit ihren Behörden und Gesetzen. Viele werden der

Anfeindungen müde und beginnen ein bürgerliches Leben. Sie assimilieren, brechen mit der Tradition und verlieren den Kontakt zu den noch Fahrenden, vergessen die überlieferten Fertigkeiten und Kulturgüter.

Andererseits ist aber auch die Schule ein zersetzender Faktor. Sie bietet den Kindern eine gute Vorbereitung für ein Leben inmitten der Sesshaften, aber entfremdet sie dafür ihren Eltern. Manche beginnen, Geschmack am bequemen Leben zu finden, an der gut geheizten Wohnung und dem sicheren Zahltag am Ende jeden Monats. Dafür sind sie bereit, das freie und selbstverantwortliche, aber eben viel beschwerlichere Leben ihrer Vorfahren aufzugeben.

Dass dies ein guter Tausch ist, kann man zumindest bezweifeln. Wenn man die Entwicklungen der letzten Jahre betrachtet, muss man sich fragen, ob wirklich die Fahrenden von den Bürgerlichen etwas lernen sollten, oder ob es nicht eher umgekehrt ist. Hier ein paar Beispiele.

Natur und Umwelt: Die Zigeuner haben schon immer in Einheit mit der Natur gelebt. Sie haben eine eigene Kräuterheilkunde und eine Form der Akupressur (Behandlung von Erkrankungen durch Fingerdruck auf bestimmte Körperstellen) entwickelt.

Sie beobachteten den Himmel und gaben Wegbeschreibungen mittels Sternbildern weiter. Ihre Lebensweise in der freien Natur macht sie zu engagierten Zeugen der – nicht von ihnen verursachten – Umweltverschmutzung. Fritz Häfeli: «Wir haben letzten Sommer festgestellt, dass es in bestimmten Teilen des Baselsbiets, Aargaus und des Kantons Bern keine Vögel mehr hat in den Wäldern. Wo früher Tausende zu hören waren, herrscht jetzt Grabesstille. Wir finden auch immer mehr Bäche, in denen keine Fische mehr leben – eine Katastrophe!»

Ausbeutung der Rohstoffe: «Recycling» heisst das beliebte Schlagwort, seit wir festgestellt haben, dass wir gewisse Rohstoffquellen fast völlig geplündert haben. Wenn Jenische sehen, wie die Sesshaften plötzlich angefangen haben, Aluminiumbüchsen und Batterien zu sammeln und eifrig alte Flaschen in spezielle Container werfen, dann können sie nur lächeln. Die Rückführung gebrauchten aber wiederverwertbaren Materials in den Produktionsprozess ist ihr ureigenes Arbeitsgebiet. Schon immer haben sie aufgelesen, was die Bürger im Überfluss verächtlich weggeschmissen haben. So wurden sie zu Altmallhändlern und Antiquitäten-Restaurateuren.

Ein beliebter, aber leider seltener Posten ist in diesem Zusammenhang jener eines

Deponie-Aufsehers. Häfeli senior, der fünf Jahre lang einen solchen Job innehatte, erzählte: «Manche Tonne Altmall habe ich da aussortiert. Aber es ist unglaublich, was ich sonst noch gefunden habe; Taschenuhren und ganze Geldbündel lagen in den Kassetten.» Neider und Zleidwercher aus der Umgebung haben Kaspar schliesslich vertrieben. «Nachdem man mir auch noch einen Hund mit Steinen und Flaschen erschlagen hatte, habe ich wieder als Korber zu fahren angefangen.»

Wie viele ihrer Stammesbrüder auch, haben sie in den letzten Jahren festgestellt, dass die Wirtschaftskrise die Ansässigen bewusster gemacht hat. Sie lassen immer mehr Körbe flicken und werfen sie nicht gleich fort, weil ein Henkel gerissen ist. Ebenso werden geflochtene Stühle, Ledergeschirre und Schirme zum Ausbessern gegeben.

Die Roma haben auch ohne den Schock einer Krise gewusst, dass es kein Einfamilienhaus und keine teuren Pelze braucht, um glücklich zu werden; auch keinen Zweitfernseher mit Videogerät und keinen Zweitwagen mit Windsurfer auf dem Dach. Aber immerhin – besser spät als nie. Und wenn wir unseren fahrenden Mitbürgern endlich gewähren, was sie für ihren Lebensstil benötigen, statt an ihrer Eigenart herumzunörgeln, dann könnten Sesshafte und Fahrende noch einiges voneinander lernen.